

Review

Nicolas Pethes: *Literarische Fallgeschichten. Zur Poetik einer epistemischen Schreibweise.* Konstanz: Konstanz UP, 2016. 240 S.

Rezensiert von **Stefanie Retzlaff**, Humboldt Universität zu Berlin, Institut für Deutsche Literatur, Dorotheenstr. 24, 10117 Berlin, Deutschland, E-Mail: retzlafs@staff.hu-berlin.de

DOI 10.1515/arcadia-2016-0037

In einem viel zitierten Aufsatz, der 1996 in der Zeitschrift *History of the Human Sciences* erschienen ist, zeichnet der Wissenschaftshistoriker John Forrester anhand der Geschichte der Humanwissenschaften, der Soziologie und der Psychoanalyse die Konturen einer Wissensform nach, die vom singulären Einzelfall ausgeht und daher als *thinking in cases* bezeichnet werden könne.¹ In Anlehnung an diese Überlegungen zu einem Denken in Fällen trägt die Einleitung des vorliegenden Bandes den Titel *writing in cases*, um die Fallgeschichte als „epistemische Schreibweise“ zu adressieren. Es gehört zu den gängigen Topoi der mittlerweile recht weit ausdifferenzierten Forschung zur Fallgeschichte, dass sie als solche nicht nur die Grenzen unterschiedlicher Disziplinen, Diskurse und Gattungen, sondern auch die seit der Moderne wirkmächtige Differenzierung von Literatur und Wissenschaften kreuzt und unterläuft. Auch Nicolas Pethes, der zur literaturwissenschaftlichen Erforschung der Fallgeschichte entscheidende Impulse gegeben hat, betont einleitend das „interdiskursive Potential des Falls“ (11), geht in seiner funktionsgeschichtlichen Analyse der Fallgeschichte als Schreibweise nun aber in erster Linie vom literarischen Feld aus. Interesse leitend sei die Frage, „auf welche Weise fiktionale Erzähltexte eine spezifisch literarische Traditionslinie von Fallgeschichten bzw. fallförmigen Schreibweisen entwickelt haben“ (11). Der Bogen wird dabei von Jakob Michael Reinhold Lenz und Karl Philipp Moritz über E. T. A. Hoffmann und Georg Büchner, Adalbert Stifter und Wilhelm Raabe bis hin zu Alfred Döblin und Thomas Bernhard gespannt. Mit der diachronen Perspektive auf jene allesamt dem homosozialen Kanon der deutschsprachigen Literaturgeschichte angehörigen Texte wird das Anliegen verbunden, diese als „zusammengehörig identifizierbar“ (16) zu machen. Entscheidend für die Bestimmung der Erzähltexte als fallförmige Schreibweisen seien indes nicht formale oder strukturelle Kriterien, sondern ihre Bezugnahme und Reflexion auf

¹ Vgl. John Forrester: „If p, then what? Thinking in cases.“ *History of the Human Sciences* 9.3 (1996): 1–25.

die wissensdiskursiven Bedingungen, die Beobachtungsszenarien und narrativen Prozesse, die den individuellen Lebenslauf überhaupt erst zum Fall machen. Die These, dass „literarische Fallgeschichten die Bedingungen ihrer eigenen Fallförmigkeit reflektieren“ (35) impliziert mithin ein an Formreflexion geknüpfted Literaturverständnis. Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht wunder, dass die Studie ihren Parcours mit der klassischen Ästhetik Lessings und der Umstellung der Literatur von „allgemeinen Normen auf konkrete Einzelfälle“ (27) beginnen lässt, um davon ausgehend die besagte historische Traditionslinie entlang einschlägiger Etappen der modernen Literaturgeschichte, von der Spätaufklärung bis hin zur sukzessiven Erosion kasuistischer Schreibweisen im 20. Jahrhundert nachzuzeichnen. Geschehen könne dies allerdings nur, wie Nicolas Pethes einleitend konzidiert, anhand „vereinzelte[r] Fälle“ (17) und Beispiellektüren. Die Auswahl der exemplarischen Analysen müsse zwangsläufig lückenhaft bleiben und orientiert sich zwar am literaturhistorischen Kanon, nicht aber ausschließlich an jenen zu Klassikern avancierten Texten der Fallgeschichten-Forschung, „wie Goethes *Werther*, Schillers ‚Verbrecher aus Infamie‘ oder Hoffmanns ‚Sandmann‘“ (17). Zwar werden nichtsdestoweniger Arbeiten von Karl Philipp Moritz oder Alfred Döblin verhandelt, der bestehende Kanon literarischer Fallgeschichten wird aber um seltener unter dieser Perspektive in den Blick genommene Erzähltexte erweitert.

Das Inhaltsverzeichnis des Bandes spiegelt diese methodischen Vorüberlegungen und verschränkt die historische Argumentation zugleich mit einer systematischen Form der Gliederung. Den chronologisch angelegten Beispiellektüren sind jeweils übergeordnete Aspekte wie Semantik, Epistemologie, Identität, Popularität, Pathologie, Serialität oder Normalität des Falls als Kapitelüberschriften vorangestellt, was die verschiedenen Schwerpunkte der Analysen kennzeichnet, mitunter aber auch eine eigentümliche historische Fixierung der systematischen Punkte nahelegt. Der erste unter „Semantik des Falls“ verhandelte Text, Jakob Michael Reinhold Lenz' *Zerbin* (1776), wird als „einer der ersten Erzähltexte der deutschsprachigen Literaturgeschichte, der als Fallgeschichte angelegt ist“ (43) gleichsam als prägnante Urszene veranschlagt. Ausgangspunkt ist dabei die Semantik des deutschen Wortes „Fall“, die sich nicht nur aus dem lateinischen *casus*, sondern auch von *lapsus*, also dem Unglücks- oder Sündenfall ableiten lasse. Vor diesem Hintergrund markiere die im *Zerbin* vollzogene Umcodierung des moraldidaktischen *exemplums* in einen individuellen Fall der Wissenschaften vom Menschen und der literarischen Ästhetik die historische Scharnierfunktion des Textes. Wie Nicolas Pethes ganz zu Recht feststellt, lässt sich indes weniger eine Ablösung der *exempla*-Tradition als vielmehr ein Durcharbeiten und Umschreiben moraldidaktischer Gattungskonventionen konstatieren. Was hier lediglich etwas aus dem Blick zu geraten droht, ist der Umstand, dass das Erzählen

exemplarischer, an Normen orientierter Lebensläufe durchaus bereits vor der viel beschworenen anthropologischen Wende in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brüchig und krisenhaft wird. Der Einbruch literarischer Individualität oder die Erzeugung von Uneindeutigkeiten im Hinblick auf die moralische Lehre lassen sich bereits im 17. Jahrhundert, beispielsweise prominent bei Georg Philipp Harsdörffer beobachten, auch wenn damit nicht stets ein selbstbewusst-reflexiver, literarästhetischer Formwille einhergehen muss. Diese tendenzielle Verengung des Blicks hängt mit der bereits erwähnten schlagseitigen Fokussierung auf kanonisierte Erzähltexte der ‚schönen Literatur‘ seit dem späten 18. Jahrhundert zusammen, von der die Studie nur mit wenigen Ausnahmen abweicht.

Einen solchen „Sonderfall“ (95) stellen die unter „Popularität des Falls“ verhandelten *Biographien der Wahnsinnigen* (1785–1790) von Christian Heinrich Spieß dar. Diese changieren „gezielt zwischen ‚wissenschaftlichen‘ und ‚literarischen‘ Interessen“ (75) und nehmen dazu populärliterarische Darstellungsweisen in Dienst. Die Affinität der literarischen Fallgeschichte zum Spektakulären und zur Aufsehen erregenden Neuigkeit wird hier an das frühneuzeitliche Zeitungs- und Sammelschrifttum rückgebunden, über das Darstellungen des Wunderbaren und Kuriosen in Umlauf kamen. Anders als die Fürsprecher einer ästhetischen Erziehung des Menschen, die im Populären stets Gefahren wittern, diene, so Pethes' Argument, die publikumswirksame Darstellungsweise in Spieß' *Biographien der Gefahrenvorwegnahme* und ihrer Prävention und sei daher „Teil des Überwachungsdispositivs moderner Kontrollgesellschaften“ (93). Anhand der Fallgeschichte von „Jakob W***r“, der wahnhaft an einer buchstäblichen Durchsichtigkeit seines Körpers und der öffentlichen Lesbarkeit seines Herzens leidet, lässt sich die oft nachgewiesene Verschränkung von Selbstoffenbarungszwang und Panoptismus geradezu idealtypisch illustrieren. An der Schnittstelle von wissenschaftlichen, populären und literarischen Diskursen bewegen sich auch Romane der Schauerromantik wie E. T. A. Hoffmanns *Die Elixiere des Teufels* (1815/1816), der die nächste Station des historischen Parcours bildet. Auch an diesem Beispiel wird die Konstruktion des Falles eines Wahnsinnigen aufgezeigt, wobei hier besonders die Rolle von Protokollen, Gutachten und Gerichtsakten in den Blick rückt, jene Aufschreibesysteme und Papiertechnologien also, die den Fall allererst hervorbringen. Ähnlich wie für Lenz' *Zerbin* wird dabei dem Kunstgriff der Herausgeberfiktion eine zentrale Funktion in der Reflexion medialer und institutioneller Widersprüche zugewiesen.

Mit den im Folgenden analysierten Texten Büchners, Lenz und Woyzeck (1836), habe sich, wie Nicolas Pethes in einer Zwischenüberlegung resümiert, ein entscheidender Umbruch im Gebiet fallförmiger Schreibweisen vollzogen. Dieser betreffe die Abwendung vom Besonderen und Spektakulären und die „Ausrichtung auf das ‚Leben der Geringsten‘“ (129), wie es im *Woyzeck* erprobt worden sei.

Das von Foucault in *Das Leben der infamen Menschen* so genannte „Theater des Alltäglichen“² wird als Effekt und „Folge des Sammelns und Vergleichens von Fällen“ (130) apostrophiert und mit dem Dispositiv der Normalisierung sowie mit den Institutionen und Techniken der modernen Verwaltung identifiziert. Dass Adolphe Quetelets statistische Berechnungen des Durchschnittsmenschen zeitgleich mit Büchners literarischen Versuchen entstehen, könne also „aus diskurs-historischer Sicht [...] kein Zufall“ (132) sein. Der offenbar genau datierbare epistemische Umbruch dient nun als Stichwortgeber, um die nachstehenden Kapitel der Frage zu widmen, welche Auswirkungen die Paradigmen der Serialisierung und Normalisierung auf die Schreibweisen literarischer Fallgeschichten haben. So plausibel die Engführung epistemologischer Großnarrative mit medien- und literaturhistorischen Verschiebungen sein mag, so sehr könnte sie auch Skepsis provozieren. Stehen Serialisierung, Normalität und Alltäglichkeit tatsächlich auf einer Karte? Sind literarische Falldarstellungen, die „nicht mehr von besonderen Vorfällen, sondern von alltäglichen Routinen“ (132) handeln, eine Innovation des 19. Jahrhunderts? Ist die Serialisierung von Fällen ein Verfahren, das erst mit der *Geburt der Klinik* und der modernen Statistik aufkommt? Und lassen sich entsprechend serielle Schreibweisen in der Literatur nicht auch schon früher ausmachen? Verschwinden umgekehrt die spektakulären Fälle im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Literatur und Wissenschaften von der Bildfläche?

Dass anschließend an diese Fragen durchaus Diskontinuitäten und Ungleichzeitigkeiten zu Tage treten können, zeigt eines der von Pethes gewählten Beispiele selbst: So ist in Adalbert Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters* eine fiktionale medizinische Fallgeschichtensammlung des frühen 18. Jahrhunderts Gegenstand einer komplexen Archivfiktion. Durch die serielle Publikation als Fortsetzungsroman in der *Wiener Zeitschrift* (1841–1867) entfalte diese analog zur fiktiven Vorlage eine „literarische Ästhetik der Fallserie“ (145). Dass der Erzähler entscheidet, aus dem Praxisjournal seines Urgroßvaters nicht die denkwürdigen, sondern die alltäglichen *casūs* zu publizieren, lasse sich als Beweis für den „Paradigmenwechsel von ‚spektakulären‘ zu ‚normalen‘ Fällen“ (149) lesen. Andererseits beweist dies aber auch, dass ‚langweilige‘, an der wiederkehrenden Routine orientierte und Redundanzen produzierende Falldarstellungen bereits Effekt medizinischer Beobachtungs- und Aufzeichnungspraktiken waren, selbst als sie noch – wie im Fall der Archive um 1700 – der frühneuzeitlichen Neugierde am Merkwürdigen und Wunderbaren anhängen. „Diese methodische Verpflichtung der empirischen Medizin auf redundante Alltäglichkeit wird bei Stifter zur Poetik“ (158) – doch, so ließe sich gerade vor dem Hintergrund dieser überzeu-

2 Michel Foucault: *Das Leben der infamen Menschen*. Berlin: Merve, 2007. 27.

genden Beispiellektüre ergänzen, ihre Möglichkeitsbedingungen sind nicht erst mit Stifter gegeben.

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts aus bewegt sich die Studie über Wilhelm Raabes *Die Akten des Vogelsangs* (1896) schließlich mit großen Schritten ins 20. Jahrhundert. Anhand von Alfred Döblins *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord* (1924) soll gezeigt werden, inwieweit die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Bildmedien Fotografie und Film eine Herausforderung für die literarische Ästhetik von Fallgeschichten darstellen. Dabei liegt das Augenmerk insbesondere auf dem Anhang des Textes und den grafischen Schemata, die der Visualisierung psychodynamischer Veränderungen in der Figurenkonstellation dienen. Diese erweitern der vorliegenden Analyse folgend den Rahmen der Fallzählung zugunsten einer „Bildergeschichte“ und inszenieren damit „die Grenzen der sprachlichen Darstellbarkeit eines solchen Falls durch die Ablösung der Literatur selbst“ (197). Auch wenn die Behauptung, dass sich damit der „Abschied von der Wahlverwandtschaft zwischen Fall und Erzählung“ (198) vollziehe im Hinblick auf kasuistische Schreibweisen etwa bei Franz Kafka oder Robert Walser postwendend relativiert wird, deutet sich hier bereits jene Verfallsdiagnose an, die Pethes abschließend anhand zweier Texte von Thomas Bernhard erneut ausbuchstabiert. Die Romane *Frost* (1963) und *Verstörung* (1967) fungieren hier als Beispiele für literarische Fallgeschichten, die „von ihrer poetologischen Sonderstellung, von ihren Krisen, aber auch von ihrem drohenden Scheitern oder Ende“ (199) zeugen. Zwar rekurriere Bernhard ähnlich wie Stifter auf eine seit dem 17. Jahrhundert in der Medizin erprobte listenförmige, serielle Aufzeichnungspraxis von Krankenbeobachtungen, doch lösen sich diese nunmehr in eine Reihe von Einzelbeobachtungen und Fragmenten auf. Jene „Zerfallsprosa“ (203) Bernhards sei es, die das fallförmige Schreiben selbst pathologisch werden und an seine immanenten Grenzen treten lasse. Dass dieser „mögliche[] Endpunkt“ (210) der Literaturgeschichte von Fallgeschichten eben nur ein möglicher und die Serie der Beispiellektüren um unendlich viele *random samples* erweiterbar wäre, wird zuletzt in einem Ausblick deutlich. Beispiele von Rainald Goetz, Ingeborg Bachmann, Peter Handke oder die TV-Serie *Die Super Nanny* dienen hier dazu, die Leserin letztlich doch noch ins Offene, ja gewissermaßen in die Beliebigkeit zu entlassen.

Es ist grundsätzlich als ein großer Gewinn zu verzeichnen, dass der vorliegende Band Analysen versammelt, die bislang nur verstreut als Einzelpublikationen und in „unterschiedlichen Publikationskontexte[n]“ (17) erschienen sind. Damit eröffnet sich ein breites Panorama, das die unterschiedlichen Aspekte einer avisierten Poetik der literarischen Fallgeschichte beleuchtet und über historische Distanzen hinweg die Sichtung von Ähnlichkeiten oder Verschiebungen ermöglicht. Schwierigkeiten ergeben sich lediglich durch das auch in den Kapitelüber-

gängen deutlich aufscheinende Bemühen, die Beispiele entlang *einer* kohärenten historischen Traditionslinie anzuordnen. Obwohl die Studie – anders als es die Umschlagabbildung einer Szene aus Kleists *Der zerbrochene Krug* zunächst nahelegt – ein Übergewicht psychopathologischer und medizinischer im Vergleich zu juristischen Fällen aufweist, sind die gewählten Beispiele doch sehr verschieden. Vor dem Hintergrund, dass sich in der Genealogie der Fallgeschichte unterschiedliche Wissensdiskurse und Gattungstraditionen kreuzen und verbinden, kann die Erzählung einer umfassenden Entwicklungs- und Verfallsgeschichte nur schwerlich aufgehen. Auch die Orientierung an etablierten Großnarrativen der Literatur- und Wissensgeschichte vermag diese Kohärenz nur bedingt zu stiften. Das im Ausblick offen ausgestellte Spiel mit der potenziell möglichen Austauschbarkeit der literaturhistorischen Beispiele, das unter Anspielung an Peter Handkes *Der große Fall* in der Abbildung einer Ansichtskarte aus *Great Falls, Montana* (218) gipfelt, hätte insofern durchaus konsequenter in die Reflexion über epistemische Entscheidungen des Bandes selbst eingehen können. So würden all jene denkbaren Beispiele, die zu der hier versuchten historischen Klimax von Aufstieg, Krise und Verfall des fallförmigen Schreibens quer liegen, für eine in der Anordnung der Gliederung ja bereits angelegte, stärkere Orientierung an systematischen Gesichtspunkten sprechen.